

Unverkäufliche Leseprobe



Jochen Smidt
Ein Auftrag für Otto Kwant

2019. 347 S.
ISBN 978-3-406-73376-5

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/26282908>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Jochen Schmidt

Ein Auftrag
für Otto Kwant

Roman

C.H.Beck

Der Autor dankt dem Berliner Senat
für ein Stipendium.
Die Recherchen für den Roman wurden
zudem durch ein Grenzgänger-Stipendium der
Robert Bosch Stiftung unterstützt.

1. Auflage. 2019

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2019

Die Zitate auf den Seiten 230, 233, 237 und 253 stammen aus:
Paulo Coelho: «Der Alchimist», aus dem Brasilianischen
von Cordula Swoboda Herzog, Copyright der deutschsprachigen Ausgabe

© 1996 Diogenes Verlag AG Zürich

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Russisches Denkmal in Rostow am Don

© Simon Roberts / Gallery Stock

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 73376 5

www.chbeck.de

KAPITEL 1

Otto Kwant lag auf seinem ausklappbaren Schlafsofa, dem am wenigsten häßlichen Modell, das für ihn bei IKEA bezahlbar gewesen war, und starrte gelangweilt auf den Bildschirm des auf seinem Schoß thronenden Laptops mit der geöffneten Datei des Vorworts von «Laube – Kolonie – Heterotopie», das Daniel Le Bihan seinem Bildband voranstellen wollte, denn, obwohl der Text kaum länger war als die Liste der Literatur, die angeblich darin eingeflossen war, schaffte Otto es seit Tagen nicht, sich auf die Ausführungen des Photographiephilosophen und architektonischen Quereinsteigers zu konzentrieren, geschweige denn, sie mit Korrekturanmerkungen zu versehen, obwohl er mit nichts anderem beschäftigt war und sich nur jede volle Stunde einen kurzen Ausflug auf seine bevorzugten Architektur-Websites gestattete, um die herrlichen Häuser zu bewundern, die ständig auf der ganzen Welt gebaut wurden, von denen man aber in der Realität seltsamerweise kaum je etwas zu Gesicht bekam. Eine Obstfliege setzte sich auf den Bildschirm, Otto stach mit dem Cursorpfeil nach ihr, ohne sie zu beeindrucken, und bemerkte dabei zum ersten Mal, daß der Pfeil, sobald er die Grenze der weißen, einem Blatt Papier nachempfundenen Hintergrundfläche des Texts erreichte, die Form eines Schienenprofils annahm. Otto zog den Ärmel seines Hemds über den Daumen der rechten Hand und

wischte damit den Staub vom Bildschirm. Das Frühlingswetter war nur dafür gut, sein Zimmer schäbig und verdreckt aussehen zu lassen, so daß sich die Vorstellung, er habe in der kreativen Unordnung eines Ateliers, mit der er sich selbst in besseren Momenten schmeichelte, als traurige Illusion entpuppte. Durch das Drücken einer mit einem verwachsenen π versehenen Schaltfläche auf der Symbolleiste, blendete Otto die Formatierungszeichen im Text ein, zwischen den Wörtern erschienen Pünktchen, die durch nochmaliges Drücken der Schaltfläche wieder verschwanden. Wenn er das schnell genug wiederholte, mutete das Punktraster wie eine nächtlich pulsierende Leuchtschrift an. Otto entdeckte ein überflüssiges Leerzeichen zwischen «disruptive» und «Design» und löschte es. Danach hatte er das Bedürfnis, den Text ein weiteres Mal auszudrucken, um mit neuem Schwung eine frische und nun wirklich fehlerfreie Version lesen zu können. Aber er würde wohl trotzdem wieder auf halbem Weg die Lust verlieren. Wen interessierte überhaupt das Vorwort von «Laube – Kolonie – Heterotopie»? Es klang so gestelzt, aufgeblasen und gewollt hermetisch wie die Vernissage-Laudatio eines mit dem Künstler befreundeten Kunstkritikers. Seit einer Woche quälte Otto sich mit diesem Auftrag herum, tagsüber ließ er sich von anderen Dingen ablenken, und nachts lag er lange wach, wenn er an die fragile Konstruktion seiner ökonomischen Existenz dachte, seine fatale Abhängigkeit vom Job als Korrekturleser beim «Augenschmaus»-Verlag, mit dem er sich eine Auszeit finanzieren wollte, die er brauchte, um in aller Ruhe seine Entwurfsaufgabe im Fach Freiraum-

planung fertigzustellen, eine Voraussetzung, um das Architekturstudium zu beenden, was allerdings seit deutlich mehr als einer Woche überfällig war. (Bei seinem Vorhaben, einen Spielplatz für ein Flüchtlingsheim zu gestalten, sowie ein Modell davon zu bauen, das er im Plenum präsentieren konnte, hatte sich Otto in so umfangreichen Recherchen verloren, daß er sich eine Auszeit von wenigstens einem halben Jahr wünschte, um sich ohne Ablenkung diesem Projekt widmen zu können. Die Gestaltung eines idealen Spielplatzes entpuppte sich als Aufgabe, die über ästhetische Fragen weit hinausging und theoretische Vorarbeiten nötig machte. Material aus verschiedenen Kulturkreisen, das schwer zu beschaffen war, mußte verglichen, Erkenntnisse aus Entwicklungspsychologie, Kognitionswissenschaften und Stadtökologie mußten berücksichtigt, Erfahrungen aus partizipativen Bauprojekten ausgewertet werden.) Er tröstete sich damit, daß viele der größten Architekten, die er bewunderte, nie Architektur studiert oder zumindest ihr Studium nie abgeschlossen hatten; Le Corbusier, Mies van der Rohe, Walter Gropius, Peter Behrens, Friedrich Kiesler, wer hätte sie nach einem Diplom gefragt? Es war geradezu ein Ausweis ihrer Exzellenz, daß sie sich mit so etwas nicht aufgehalten hatten, nachdem sie der Hochschule abgetrotzt hatten, was ihnen dieser Ort bieten konnte. Bauen lernte man nicht im Hörsaal. Für Anfänger war es natürlich schwer, an Aufträge zu kommen. Viele Architekten hatten deshalb mit einem Gebäude für ihre Eltern debütiert. Robert Venturi hatte ein Haus für seine Mutter gebaut (der das Nachbarhaus im traditionellen Stil des 19. Jahrhunderts

dann allerdings besser gefiel), es war eine Kampfansage gegen den Purismus der Moderne gewesen, ein einziges Gebäude hatte die Postmoderne eingeleitet. (Otto bewunderte die Intelligenz, die Angriffslust und den Sinn für Humor, mit denen Venturi in seinen Büchern für seine scheußliche Ästhetik warb.) Statt sich regelmäßig nach den Fortschritten seines Studiums zu erkundigen und ihn damit kognitiv zu blockieren, hätten Ottos Eltern ihm lieber den Auftrag geben sollen, ein neues Haus für sie zu bauen. Vielleicht würde es auch einmal eine Architektur-Ikone werden, die man eines Tages als Residenz für Studenten stiften könnte, damit sie darin Ruhe zum Arbeiten fänden, wie es im Fall von Richard Rogers' für seine Eltern errichteten Londoner Hauses geschehen war? Ideen hatte Otto genug, nur müßte man zuerst ihr altes Haus abreißen, um den nötigen Platz zu schaffen (auch geistig), und dazu waren seine Eltern zu zögerlich, sie vertrauten ihm einfach nicht. (Otto war wohlbehütet in einem weitgehend fensterlosen Egon-Eiermann-Plagiat aufgewachsen, gegen dessen Wände man wegen der Betonformsteinwaben nicht Tennis spielen konnte. Zu den größten Umbrüchen in seinem Leben hatte der Übergang von QUADRO zu DUPLO und anschließend zu LEGO gehört. Seine Kindheit war davon überschattet gewesen, daß er in seinem Zimmer keine Poster aufhängen durfte und daß seine Filzstifte in ihrer Klarsichtverpackung stets ein korrektes Farbspektrum ergeben mußten. Auf Spaziergängen nahm Ottos Vater immer einen Müllbeutel mit, um vor Gebäuden, die er bewunderte, Unrat einzusammeln.)

Otto legte den Laptop beiseite und blätterte im opulenten «Augenschmaus»-Frühjahrs katalog, der ihm wieder einmal ungefragt zugesandt worden war, was immer einen Gang zur Post und stundenlanges Schlangestehen bedeutete. Als Spitzentitel wurde ein großformatiger Bildband über den Burj Khalifa angepriesen, die Buchgestalter hatten sich selbst übertroffen und ein Leporello geschaffen, auf dessen 828 Seiten jeder Meter des Turms komplett abgebildet war. Der Verlagschef Dr. Rainhold Fagner hatte sich mit diesem Titel gegen die neue Art-Direktorin Brigitte Baran durchgesetzt, die das Programm von «Augenschmaus», wie sie in einer Strategiesitzung angekündigt hatte, «aufrauhem» wollte. «Laube – Kolonie – Heterotopie» war ihr Lieblingsprojekt, sie hielt Daniel Le Bihan für einen der brilliantesten Köpfe seiner Generation. Lauben, diese «Architektur ohne Architektur», holten das kollektive Unterbewußte ans Licht, dieser Gebäudetyp stehe mit Kiosken, Garagen oder Toilettenhäuschen ganz unten in der Hierarchie der Stadtlandschaft, dabei sei es eigentlich an der Zeit, daß sich der Denkmalschutz für ihn interessiere. Es ginge hier einmal nicht darum, wie Architekten zeitgemäßes Bauen definierten, sondern um das, was architektonische Laien in einem widersprüchlichen und lustvollen Prozeß von Nachahmung, Überbietung, Aneignung von Versatzstücken und Improvisation an Variationen von Heimat konstruierten (woran viele Architekten bekanntlich scheiterten), diese Gebäude seien gebauter Jazz, führte sie aus, wobei sie sich dafür entschuldigte, daß es ihr manchmal schwerfiel, im Deutschen die richtigen Worte zu finden, Brigitte war auf Betreiben von Dr. Fagners einflußreicher Toch-

ter und designierter Nachfolgerin vom Pariser «Augenschmaus»-Stammhaus nach Köln gewechselt. Dr. Fagner gab zu bedenken, daß viele Besucher aus der Dritten Welt die Laubenkolonien an den Rändern deutscher Großstädte für Slums hielten, wie sie ihnen von zu Hause vertraut waren. Brigitte Baran dankte für die Bemerkung, denn das sei ja der Punkt, das Neue entstehe an den Rändern, dem optischen Reiz einer Favela-Siedlung könne man sich nur schwer entziehen, nicht umsonst habe die Lauben-Architektur in ihrer russischen Version bekanntlich als Inspiration für «Wisch-njowy sad» gedient, eine Luxus-Siedlung, die Le Bihan in einer Top-Lage von Moskau gebaut hatte. Das hatte ihm den Condé Nast Traveller Innovation & Design Award (Reader's Choice) eingebracht, was allerdings nicht viel bedeutete, da es ungefähr drei Dutzend Architekturpreise gab, deren Namen sich niemand merken konnte und die nur dazu dienten, den Neid der Kollegen am Leben zu erhalten. Die wenigen Menschen, die wußten, womit sich Architekten befaßten, hielten diese für einen unnötigen Kostenfaktor, während dem Rest des Publikums als Merkmal eines gut entworfenen Hauses schon ein Spitzdach und eine geräumige Garage genügte. Dr. Fagner hatte sich trotzdem für den Burj Khalifa als Spitzentitel entschieden, man müsse auch «die Zahlen» im Blick haben, und ein Buch, in dem das höchste Gebäude der Welt komplett abgebildet war, habe es noch nicht gegeben, mit so einer Neuheit könne man punkten, vor allem auf dem bisher kaum erschlossenen arabischen Markt. Außerdem waren die Vertreter von diesem Titel auf Anhieb begeistert gewesen (vielleicht hatte es sie aber

auch nur zum Buffet gezogen, das draußen schon aufgebaut war).

Otto wollte den Computer runterfahren, aber es erschien eine Meldung mit der Frage, ob die Änderungen gespeichert werden sollten, er hatte ja ein Leerzeichen entfernt. Er probierte aus, ob es den Computer schon zufriedenstellte, wenn er das Leerzeichen wieder einfügte, aber es funktionierte nicht, der Computer erkannte nicht, daß die Datei sich nicht verändert hatte. Oberflächlich betrachtet hatte die Maschine ja recht, in ihrer äußeren Gestalt hatte die Datei sich nicht verändert, denn sie war Zeichen für Zeichen dieselbe wie vorher, aber in einem höheren Sinne hatte sie eine Entwicklung durchgemacht, Erfahrungen gesammelt und war zudem etwas älter geworden. Otto speicherte den Text und änderte den Namen des Verzeichnisses, in dem er seine Word-Dateien aufbewahrte, von «Taxte» in «Texte», das hatte er schon lange vor sich hergeschoben. Er fuhr den Rechner runter, stellte ihn neben sich auf dem Boden ab, schloß die Augen und versuchte, an Gebäude zu denken, die er entwerfen wollte, wenn er den Abschluß endlich in der Tasche hätte und nach zwei Jahren Sklavenarbeit in irgendeinem Architekturbüro in die Architektenkammer aufgenommen würde und bauvorlageberechtigt wäre. Die Bilder, die er sah, waren unscharf, die Formen ließen sich nicht fixieren, aber gerade dadurch überkam ihn beim Träumen manchmal eine brennende Lust, endlich zu bauen. Das war es doch, was er wollte, warum verlor er das immer wieder aus dem Blick? Aber er mußte ja sein Studium beenden und vorher durch Korrekturlesen das Geld zusammenbekommen, mit dem er sich die für seine Ent-

wurfsaufgabe nötige Auszeit finanzieren konnte. (Otto hatte das Bedürfnis, bevor er eigene Ideen entwickelte, mit ganzer Kraft die Wesensforschung zu betreiben, die Gropius als einzigen Weg für die Suche nach der zeitgemäßen, praktischen, haltbaren, billigen und damit auch schönen Form gesehen hatte. Es ging schließlich um nicht weniger als einen Gegenentwurf zu unserer Gesellschaft in Gestalt eines Spielplatzes. Der Spielplatz war kein marginaler Ort im Stadtraum, sondern sein Herzstück.) Es mußte einen Weg geben, seine Traumbilder ohne den Umweg über Skizzen oder teure Software in die Realität zu überführen, denn bei der konkreten Arbeit an einem Entwurf verflüchtigte sich das Lustgefühl allzuleicht. Und das Kribbeln, das er beim Träumen empfand, war doch manchmal das einzige, was ihn noch daran erinnerte, daß er dabei war, einer Leidenschaft zu folgen.

Wie so oft war er beim Träumen von der Zukunft eingeschlafen und wachte vom Klingeln seines Telefons auf. Er schaffte es nicht rechtzeitig, das Gerät aus der engen Hosentasche zu ziehen und abzuheben. Brigitte Barans Sekretariat hatte ihn angerufen, und wenig später traf eine Meldung ein, daß man ihm auf die Mailbox gesprochen hatte. Dort waren schon mehrere Nachrichten von Ottos Mutter gespeichert, die er sich nicht abzuhören traute, weil er immer fürchtete, sie wolle ihn über die neuesten Todesfälle in der Familie informieren. Er atmete tief durch, tippte auf das Display und wartete, daß eine von Brigitte Barans beiden Sekretärinnen abnahm. Zu seiner Überraschung nahm sie aber selbst ab. Sie klang wie immer streng, ihre Stimme ließ keinen Zweifel daran, welche Eigenschaften nötig gewesen waren, um es als

Frau in ihrem Beruf so weit zu bringen. Otto sollte sich morgen Vormittag bei ihr im Büro einfinden. Was hatte das zu bedeuten? Sollte er entlassen werden? Aber vielleicht wäre das ja die Rettung? Vielleicht würde eine weitere Verschlechterung seiner ökonomischen Lage ihn zwingen, seinen Weg mit noch größerer Konsequenz zu gehen, sich nicht auf die Sicherheit eines Diploms zu verlassen, wie Le Corbusier, Mies, Gropius, Behrens und Kiesler es vorgemacht hatten? Wenn er so wenig mit seiner Zeit anfang wie in den letzten Tagen, dann sah es zwar so aus, als tue er nichts, aber im Grunde tat er gar nicht nichts, sondern er wehrte sich nur standhaft gegen Kompromisse. Es kostete ihn seine ganze Kraft, lieber reglos auszuharren, als sich zu prostituieren.

Otto erhob sich mühsam vom Sofa und ging in die Küche, um sich eine Handvoll Rosinen in den Mund zu werfen wie Tabletten. Daß diese Früchte so lange haltbar waren, rechnete er ihnen hoch an. Er kontrollierte die Obstfliegenfalle, die er auf ein Regalbrett gestellt hatte. Sie bestand aus einem Fläschchen mit einer braunen Lockflüssigkeit, das unter einem Tonnendach aus Pappe stand, dessen Innenfläche mit Leim präpariert war. Die Obstfliegen, die sich, vom Geruch betört, dem Fläschchen näherten, klebten, sobald sie das Pappdach berührten, daran fest. Otto hatte im Laden lange gezögert, ob er auf sein Gewissen hören und sich für die etwas teurere Version der Falle entscheiden sollte, die über das INSECT RESPECT®-Gütesiegel verfügte, weil ca. 50 Cent des Kaufpreises darin investiert wurden, den mit diesem Produkt verbundenen Insektenverlust andernorts durch die Schaffung insektenfreundlichen Lebensraums zu kompensieren.

sieren, so daß der fatalen Entwicklung entgegengewirkt werden konnte, daß es durch den Flächenfraß immer weniger Insekten auf der Welt gab: der Donut-Effekt, die Verödung von Ortskernen durch die Streuung der städtischen Bevölkerung auf suburbane Einfamilienhausgebiete, von wo sie über das Auto an die Konsumgüterindustrie gekoppelt war, was eine zunehmende Versiegelung von Flächen für Straßen, Einkaufscenter und Parkplätze vor Einkaufscen-tern, für Logistikcenter und Parkplätze vor Logistikcentern nötig machte. Schließlich hatte Otto seufzend die 50 Cent geopfert. Jetzt betrachtete er das Fläschchen, auf dem sich wieder eine Anzahl von Obstfliegen niedergelassen hatte, die aber noch zu geschickt oder zu glücklich gewesen waren, um mit dem klebrigen Dach in Berührung zu kommen. Otto klopfte vorsichtig gegen die gewölbte Pappe, die Fliegen erhoben sich alle gleichzeitig, um vor der Gefahr zu flüchten, ein Teil von ihnen flog direkt in den Tod, während andere durch Zufall den Ausgang fanden, sich aber nicht sehr weit von der Falle entfernten. Es würde nicht lange dauern, dann würden sie umkehren und ihren Fehler wiederholen, es war ihnen nicht gegeben, aus dem, was ihnen widerfahren war, für die Zukunft die richtigen Schlüsse zu ziehen.

KAPITEL 2

Otto klopfte an die gläserne Tür von Brigitte Barans Büro. Obwohl sie ihn durch die Scheibe sehen konnte, schien es ihm angebracht zu klopfen. Er zögerte kurz, ob er sein Zeigefingergelenk lieber eine andere als die fettige Stelle berühren lassen sollte, die entstanden war, weil anscheinend schon andere vor ihm an diese Tür geklopft hatten, oder ob es höflicher war, seinen Ekel zu überwinden und gerade dort zu klopfen, um sich nicht an der Ausbreitung der Verschmutzung zu beteiligen? Brigitte winkte ihn herein, ohne den Blick von den Kontaktabzügen zu heben, über die sie sich gerade beugte. Er betrat das Büro, in dem in bis zur Decke reichenden Regalen sämtliche «Augenschmaus»-Titel standen, immer mehrere Exemplare nebeneinander, die den Autoren, um Platz zu schaffen, gegenseitig zu Weihnachten geschenkt wurden, während in den Lücken zwischen den Regalen Stapel von Hochglanzzeitschriften aus den schwer voneinander abzugrenzenden Gebieten Architektur, Mode, Familie, Garten und «Living», in die natürlich nicht einmal Brigitte selbst je einen Blick warf, um die Wette wuchsen. Zu seinem letzten Geburtstag hatte Otto sich drei Titel aus dem Programm aussuchen dürfen und einen ganzen Nachmittag damit verbracht, wenigstens ein Buch zu finden, das ihn interessierte oder das sich zum Verschenken geeignet hätte, und sei es nur als Scherz (halb aus Mitleid, halb aus dem

opportunistischen Drang, sich im Verlag beliebt zu machen, hatte er sich für «Auf Platte – Die schräge Fashion der Obdachlosen» entschieden, einen der bisher erfolglosesten «Augenschmaus»-Titel). Es war ihm unbegreiflich, wie das Geschäftskonzept dieses Verlags funktionieren konnte. Wer kaufte ein Popup-Buch der berühmtesten Fußballstadien der Welt? Ein Kochbuch mit Rezepten für «Bauhaus-Schnittchen»? Einen Bildband mit den Uniformen sämtlicher Fluggesellschaften? Es war im Grunde egal, worum es in den Büchern ging, Hauptsache, sie nahmen in den Buchhandlungen so viel Raum ein, daß sie möglichst viele andere Bücher verdrängten. Wenn 90% der Titel des Verlags nach spätestens einem halben Jahr remittiert und makuliert wurden, hatten sie ihre Aufgabe, als Bodyguards für die 10% halbwegs verkäuflichen zu dienen, schon erfüllt. Otto freute sich insgeheim bei dem Gedanken, daß in naher Zukunft, wenn die letzten Vorfahren der Digital Natives gestorben wären, niemand mehr bunt bedrucktes Papier kaufen würde, um dafür den Rest seines Lebens Miete zu zahlen, und daß das Verlagsimperium, zu dem «Augenschmaus» gehörte, zusammenbrechen würde. Aber wahrscheinlich würde man das Portfolio rechtzeitig auf Versandkataloge von Waffenproduzenten erweitern.

Brigitte Baran trug heute einen Hello-Kitty-Wollpullover, weiße Adidas-Trainingshosen und goldene Pumps. Ihre Kleidung wirkte wie der verzweifelte Versuch, die Frist in vollen Zügen zu genießen, die ihr bis zu einem Stilwechsel zum Charity-Lady-Outfit noch blieb. Hinter Brigitte Baran stand auf einem Hocker ein muskulöser Kleinwüchsiger, der ihr

die Schultern massierte. Otto nahm auf einem Wassily-Sessel von Marcel Breuer Platz, deren Armlehnen für die Ellbogen immer etwas Trampolinhaftes hatten, und überlegte, wie er seine Verspätung mit «Laube – Kolonie – Heterotopie» erklären konnte, ohne die Wahrheit zu verraten, nämlich daß das Vorwort zu diesem Buch peinlich präventiös und vollkommen überflüssig war.

«Herr Kwant, was halten Sie von Berlin?»

«Das Berlin?»

«Ja, die Hauptstadt.»

«Architektonisch?»

«Architektonisch, atmosphärisch, perspektivisch, das Gesamtpaket.»

«Ein bißchen weit im Osten, aber natürlich trotzdem immer eine Reise wert. Warum?»

«Weil wir Sie dort brauchen, vorausgesetzt, Sie sind einverstanden. Ahh ... etwas höher, bitte ... ja, genau da, das tut so weh ... au!»

«Brauchen? Zum Korrekturlesen?»

«Nein, als Projektbetreuer. Sie sind ja nicht auf den Kopf gefallen.»

«Was denn für ein Projekt?»

Otto empfand gleichzeitig Freude, weil sich ihm möglicherweise eine Chance auftat, Geld zu verdienen, mit dem er sich Freiheit erkaufen konnte, und Panik, weil er instinktiv spürte, daß er in diesem Milieu auf eine Depression zu steuerte.

«Hätten Sie denn Zeit?»

«Vielleicht in den Semesterferien.»

«Wann sind die?»

«Da müßte ich mal gucken.»

«Ich glaube, Sie sollten nicht lange zögern, der Job ist eine einmalige Gelegenheit für Sie, den nächsten Schritt zu tun. Wir sprechen von ›Himmels(s)turm‹ ...»

«Das Microsoft der Architektur?»

«Ist das abwertend gemeint?»

«Ich weiß nicht, die würden es wahrscheinlich als Kompliment auffassen.»

Brigitte Baran stand auf und ging hinter ihrem Schreibtisch hin und her, ihr Physiotherapeut saß nun huckepack auf ihrem Rücken und machte weiter mit seiner Arbeit.

«›Himmels(s)turm‹ hat uns eine dreibändige Monographie angeboten, die zum Anlaß des zehnjährigen Firmenjubiläums erscheinen soll, und man kommt, nebenbei gesagt, für die Herstellungskosten selbst auf. Wir brauchen einen Projektbetreuer. Die Arbeit wird ein halbes Jahr dauern. Vielleicht können Sie Dr. Löb beeindrucken. Weiter oben, au!»

«Kann ich mir das bis morgen überlegen?»

«Ein Samurai trifft seine Entscheidungen in sieben Atemzügen.»

«Ich muß aber erst die Durchsicht von ›Laube – Kolonie – Heterotopie‹ beenden.»

«Keine Sorge, das habe ich vorhin schon für Sie erledigt.»

«Und wann soll ich nach Berlin fahren?»

«Das können Sie entscheiden, Hauptsache, Sie sind pünktlich, Holm Löb erwartet Sie morgen früh um 8 Uhr in seinem Büro.»

«Ich habe doch noch gar nicht zugesagt.»

«Aber ich. Und ich hoffe, Sie zwingen mich nicht, meine Entscheidung zu revidieren? Sie sind jetzt auf der Überholspur. Nutzen Sie die Chance, Sie wollen doch nach oben? Oder haben Sie andere Pläne für Ihr Leben?»

«Nicht, daß ich Zweifel an meiner Kompetenz hätte, aber warum schicken Sie gerade mich?»

«Sie haben einflußreiche Fürsprecher.»

«Doch nicht etwa mein Vater?»

«Es gibt hier im Haus ein paar Nostalgiker, die etwas auf seine Meinung geben.»

Zu seinem Leidwesen stammte Otto aus einer Dynastie von Architekten. Sein Großvater Otto hatte in der Kaiserzeit einige monumentale Postämter und Bahnhöfe entworfen, war in der Weimarer Republik aus der Mode gekommen, hatte sich beleidigt zurückgezogen, sich später bei den Nazis anbietet und an Wohnsiedlungen gebaut (also hauptsächlich die «semitischen» Flachdächer durch Spitzdächer ersetzt), die von SPD-Stadtbaumeistern oder jüdischen Bauherren begonnen worden waren und die den unausrottbaren Ruf der Nazis gefestigt hatten, etwas für die kleinen Leute getan zu haben. Ottos Vater, Nepomuk Kwant, war in der Bundesrepublik zu einem der wichtigsten Kirchenbaumeister geworden, ein Erfolg, dem er seinen Spitznamen «Kirchen-Kwant» verdankte. Er hatte zahlreiche brutalistische Betonkirchen entworfen, von denen bereits einige entwidmet worden waren, woraufhin sie sofort ins Visier der Lokalpresse gerieten, die Waschbetonfassaden und Flachdach zu Schandflecken erklärte und nicht selten den Abriß provozieren konnte. An der Stelle wurden dann Einkaufscenter gebaut, oder man

nutzte die Flächen als Parkplatz. Seine puristische und gleichzeitig monumentale Beton-Ästhetik wurde von Teilen der Kritik als Versuch gedeutet, die deutsche Schuld zu sühnen, andere Kritiker sahen darin den Wunsch, sich von der Vergangenheit zu distanzieren und in die Abstraktion zu flüchten, wieder andere wollten eine unheilvolle stilistische Verwandtschaft mit der Bunkerarchitektur der Organisation Todt erkennen. Otto hatte schon mit dem Gedanken gespielt, einen anderen Namen anzunehmen, aber ihm hatte der Mut dazu gefehlt und er hatte seine Mutter nicht enttäuschen wollen, die ihren Beruf als Bühnenbildnerin aufgegeben hatte, um mit ganzer Kraft ihren Mann zu unterstützen und ihm den Rücken freizuhalten. Sicher war sie es gewesen, die seinen Vater überredet hatte, sich für Otto einzusetzen.

Der kleinwüchsige Physiotherapeut verließ gemeinsam mit Otto das Büro. Er zog eine riesige, mit Rollen versehene Wilson-Sporttasche hinter sich her.

«Sie überpronieren.»

«Sie meinen, ich habe Plattfüße?»

«Knick-Senkfüße. Ich sehe so etwas.»

«Ist das gefährlich?»

«Lassen Sie sich Einlagen machen. Ich trage seit meiner Kindheit Einlagen. Das macht einen auch größer.»

«Zahlt das die Kasse?»

«Sogar zwei Paar pro Jahr, wenn Sie sich aufs Rezept schreiben lassen: <aus hygienischen Gründen>. Und machen Sie ab und zu einen Tag lang alles rückwärts, das trainiert die neuromuskuläre Ansteuerung.»

«Ich habe eigentlich gar keine Beschwerden.»

«Das merken Sie nur nicht, ab zwanzig hat jeder Arthrose.
Die wartungsfreie Zeit ist vorbei.»

«Danke für den Tip.»

«Ich schick Ihnen die Rechnung.»

«Die Rechnung?»

«Für das Beratungsgespräch.»

«Ich wollte doch gar nicht beraten werden!»

«Das war ein Scherz.»

«Verstehe.»

«Was ist eigentlich so schlimm an diesem <Himmels)-
s(turm)?»

«Warum?»

«Weil alle anderen sich so standhaft geweigert haben, den
Job anzunehmen.»

«Alle anderen?»

«Das ging jetzt den ganzen Vormittag. Was meinen Sie, wie
sich Brigittes *Musculus splenius capitis* anfühlt?»

KAPITEL 3

Niemand war in der Szene so verhaßt, wurde so verspottet, gleichzeitig aber so heftig beneidet wie «Himmels)s(turm», und niemand hatte bei Bauherren, Politikern und Publikum, das bei dieser Kategorie von Gebäuden ja vorwiegend aus Touristen besteht, einen vergleichbaren Nimbus, auch wenn man lediglich virtuos darin war, sich fremde Ideen anzuverwandeln, und sei es nur, um zu verhindern, daß jemand anders sie umsetzte. Durch den Erfolg war «Himmels)s(turm» so einflußreich geworden, daß sich kaum jemand mit ihnen anzulegen wagte. Offenbar hatte kein erfahrenerer «Augenschmaus»-Autor so einen stupiden und dabei für den Ruf riskanten Auftrag übernehmen wollen, sonst hätte Brigitte Baran nicht Otto gefragt. Aber Otto sah die Chance, sich seine Auszeit zu finanzieren. Er könnte dann zwar nicht mehr sagen, daß er alle Kraft darangesetzt hatte, nicht das Falsche zu tun, aber es war vielleicht nur konsequenter, ehrlicher und letztlich auch mutiger, es wie die Mehrheit der Menschen zu tun und seine Ideale über Bord zu werfen. Bei einem Bad in der Banalität lernte man vielleicht eher schwimmen als beim Betrachten der Wellen aus sicherer Distanz.

Als Otto am nächsten Morgen pünktlich um 8:00 Uhr vor der Berliner Zentrale von «Himmels)s(turm» stand (er hatte den Nachtzug genommen, sich noch nicht umziehen können

und bei Dunkin' Donuts gefrühstückt), suchte er vergeblich nach einem Klingelknopf. Das Gebäude war ein umgebauter Hochbunker aus dem Zweiten Weltkrieg, die schwere Eingangstür aus COR-TEN-Stahl mit Edelrostopatik hatte weder eine Klinke noch eine Luke, dafür einen massiven Türklopfer, der eine wohl leider nicht nur unfreiwillige Ähnlichkeit mit einem männlichen Glied hatte. Otto scheute sich, dieses Objekt in die Hand zu nehmen und damit gegen die Stahltür zu schlagen. Aber bevor er sich überwinden konnte, öffnete sich die Tür von selbst. Eine Frau von Anfang dreißig, die ein knielanges, schwarzes Kleid mit langen Ärmeln, weißen Manschetten und Choker-Kragen trug, musterte ihn spöttisch und fuhr sich mit der Hand durch ihren schwarzen Undercut, als lese sie aus seinem Blick, daß etwas damit nicht stimmte. Sie griff nach Ottos Kinn, drehte seinen Kopf zur Seite und sagte: «Sie sollten sich die Haare abrasieren, das sieht besser aus bei Haarausfall. Lassen Sie mal sehen, Sie haben doch einen schönen Hinterkopf.»

Branka Lazar, die überhaupt nur Bauingenieurwesen studiert hatte, weil sich an dieses Studium kaum Frauen wagten, war die Beste ihres Abschlußjahrgangs an der Weimarer Bauhaus-Universität gewesen und hatte anschließend an der ETH Zürich über Margarete Schütte-Lihotzkys Frankfurter Küche promoviert. Otto erinnerte sich dunkel an ihren Namen, weil sie neben dem Studium schon ein Ingenieurbüro gegründet hatte, mit dem sie einen Preis für ein nachhaltiges, klimaneutrales, auf den Fahrradverkehr setzendes Mobilitätskonzept gewonnen hatte, das u. a. die temporäre Sperrung von Straßen für den Autoverkehr vorsah (um eine

Art Asphaltstrand zu schaffen, auf dem flaniert, gespielt und gepicknickt werden konnte), wodurch in von Gewalt heimgesuchten Stadtvierteln der Dritten Welt öffentlicher Raum geschaffen und nachweislich die Mordrate gesenkt wurde. Nachhaltigkeit war heute ein universelles Verkaufsargument, sogar ein Land wie Katar hatte sich auf der EXPO in der kasachischen Hauptstadt Astana, die dem Thema zukünftiger Energien gewidmet war, mit diesem Begriff auf die eigene Tradition berufen, da schon der Prophet gefordert habe, kein Wasser zu verschwenden, selbst wenn man sich an den Ufern eines großen Flusses wasche.

Branka Lazar forderte Otto auf, ihr zu folgen, links und rechts des Gangs befanden sich Entwurfsbüros, in denen junge Männer mit Le-Corbusier-Brillen und bedrückend attraktive Frauen, eng beieinander wie eine Schulklasse vor der Abschaffung des Frontalunterrichts, vor riesigen Bildschirmen saßen und Otto keines Blickes würdigten. Es gab keine Fenster, weil die meterdicken Stahlbetonwände des Bunkers aus Denkmalschutzgründen nicht durchbrochen werden durften. Außer durch ein paar Schießscharten drang kein Licht herein.

Branka lieferte Otto vor der Glastür zu Holm Löbs Büro ab, prüfte noch einmal mit der Hand die Form seines Hinterkopfs und verschwand wortlos. Innen war niemand zu sehen, weshalb Otto schon wieder nicht wußte, ob er klopfen sollte. Es war jedenfalls zu spät, heimlich zu gehen, er würde den Rückweg gar nicht mehr finden. Löbs Schreibtisch war leer, es befand sich nicht einmal ein iPad darauf, nur eine Tasse mit goldenem Schlagring als Griff, auf der «I ♥ Russia» stand.

Der Schreibtisch hatte keine Beine, sondern war über vier dünne, elegant geschwungene Stahlrohre an der Decke befestigt. Es war entweder eine Replik, oder, was Otto eigentlich nicht glauben konnte, das verschollene Original von Friedrich Kieslers «Flying Desk», 1930 von diesem kleinen, umtriebigen Architekten entworfen, der seine späten Jahre dem Traum von einem uterusähnlichen «Endless House» gewidmet hatte, einem Haus ohne rechten Winkel, das wie ein vergrößerter Hefeteigklumpen aussah, mit zahlreichen, blasenförmigen Kammern. An der Wand hinter dem Schreibtisch hing ein breitformatiges Neo-Rauch-Bild, auf dem eine Jagdgesellschaft um eine Baugrube stand, in der ein Bauarbeiter mit freiem Oberkörper damit beschäftigt war, mit einer Schaufel eine Raumkapsel freizulegen. Einziges Möbelstück neben Schreibtisch und Stühlen war eine Jurte. Aus dieser kam Holm Löb gekrochen, streckte sich und winkte Otto herein. Er gab ihm die Hand und sagte: «Herr Kwant? Brigitte hat mir Wunderdinge von Ihnen erzählt. Ich hoffe, Sie sind nicht überqualifiziert für uns.»

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de